

In der nacht

ich werde nicht demütig kauern wie ein Hund vor einer Welt, die so viel Schmerz verursacht. Genug Schmerz um Millionen leer auszuhöhlen und ihr Fleisch schwarz zu färben. Ich werde mich nicht ergeben der Schikane, von der sie sagen, sie sei die Erlösung. Ich werde nicht als die Person sterben, die ich bin. Niemand wird mich aufschneiden und mein Herz an einer Schnur aufhängen. Die Busse und die Autos röhren immer weiter und weiter. Und sie werden geführt, und überfahren Kinder in Dutzend. Ihre eigenen Kinder. Und die Liberalen töten tausende in der Zukunft, sowie die Konservativen. Und die Herrscher gehen ihren Rachegelüsten nach, die niemanden retten werden, nur um ihr eigenes Ego zu befriedigen. Denn das ist, was wir alle tun. Wir gehen unseren Gelüsten nach. Heute Nacht sah ich durch die Scharniere in den Nachthimmel und die Sterne waren rot, tropfend mit einer hässlichen Fratze. Und jeder denkt, sie seien wunderschön. Das stimmt nicht.

Wir suchen die Schönheit außen, in Anderen, im Universum, in Gott.

Das ist alles Schwachsinn.

Schönheit existiert nur in der uns eigenen Welt, die wir nicht sehen. Schönheit ist so tief in uns, dass wir sie nur finden, wenn wir uns verirren. Tief in uns selbst verirren und nie wieder herausfinden.

Ich suche das Labyrinth.

Aber ich hab' Angst.

Angst, als die Person zu sterben, die ich bin.

Ich möchte nicht stagnieren.

Ich möchte Liebe empfinden.

Doch ich weiß nicht, ob ich das überhaupt kann.

Für die Welt da draußen kann ich es nicht.

Aber vielleicht für sie.

Also, versuch es, bring' sie mir.

Ich bin bereit für die Tortur.

Ich bin bereit für die Liebe.

montag

Der Tag beginnt und ist bei mir nicht erwünscht, aber jetzt ist er da, also kann ich ihn genauso gut reinlassen. Ich richte mich bei dem Schrei des Weckers auf und verspüre ein Gefühl des Totseins. Drei Stunden Bewusstlosigkeit, drei Stunden die Dunkelheit anstarren, drei Stunden die Sterne. So habe ich die Nacht verbracht. Ich warte nur darauf, dass sich irgendein verkommener Vogel an mein Fensterbrett setzt und anfängt, zu kreischen. Der Kaffee schmeckt säuerlich. Ich schütte ihn in die Spüle und mache mir einen neuen.

dienstag

Der Bus ist eine Minute zu früh gekommen in Stelle der üblichen acht Minuten Verspätung. Ich bin auf dem Fahrrad durch einen Nieselregen gefahren und nach vier Minuten habe ich meine Finger oberhalb des Knöchels nicht mehr gespürt. Vier nach Acht und der Lehrer schnauzt mich an. Ich lächle verlegen und stoße ein verlegenes Lachen aus. Es sagt: „Huch, da habe ich wohl verschlafen. Das tut mir aber leid! Ich Schussell!“. Niemanden werden diese Vier Minuten interessieren.

„Es geht um's Prinzip“, hat er gesagt. Pünktlichkeit sei wichtig. Ich finde, die einzigen Termine, für die man pünktlich sein muss, sind Beerdigungen und Geburtstage.

mittwoch

Es nützt nichts. Ich schaffe es nicht viel länger. Jeder Tag ist der zuvor. Das einzige, das sich ändert ist das Datum und der Name des Wochentags. Alle denken, Gesten und Prinzipien wären so unglaublich wichtig. Alle denken, Noten und das Wetter seien wichtig. Alle denken, alles sei wichtig. Ich sterbe hier im Maschinenraum von Deutschland. Ich brauche keine Abwechslung. Ich brauche ein neues Leben.

donnerstag

„Nun, ich muss es sagen. Endloser Pessimismus ist fast genauso nervtötend wie sein Pendant. Deshalb habe ich Sie beide herbestellt“, der Barkeeper deutet auf mich, dann auf den großen Vogel in der Ecke der Bar. Ich brauche ein paar Sekunden, um zu verarbeiten, was mich da anstarrt. Der Vogel ist ein verdammtes Monstrum. Drei Meter breit, auch wenn gerade aufgeplustert, bestimmt 2,50 Meter groß, denn seine Kopffedern berühren gerade so die Decke. „Diese ganze Nummer des sich-selbst-bewusst-seins, und des gescheiterten Systemlings, die du da abziehst“, der Barkeeper hat sich mir zugewendet, „ich halt‘ das ehrlich nicht mehr aus. Wirklich. Ich möchte mir die Birne wegpusten, wenn ich sehe, was du an deine Kopffinnenwände schreibst. Kopfsalat, hah“, er stößt das Lachen aus wie ich, wenn ich wieder verlegen zu spät komme. Es ist kein richtiges Lachen, eher eine Andeutung dessen. Wie wenn in einem Film ab sechs Jahren jemand verletzt wird, aber kurz bevor die Pranke des Tigers trifft, der Bildschirm schwarz wird. Man deutet ein Lachen an, denn nichts gerade ist lustig und wenn man die Situation tatsächlich peinlich oder lustig finden würde, dann würde man einfach lachen oder wäre gepeinigt. So erkenne ich Sarkasmus.

Scharfsinnig, ich weiß.

„Und du da,“, jetzt redet er mit dem Vogel, „du tust mir eigentlich nur leid. Das ist doch kein Leben. Das meine ich so. Was für ‘ne Vogelart bist nochmal?“, der Vogel schaut ihn an. Schwarze kleine, flinke Augen. „N‘ Eichelhäher oder so. Du bist tief im Wald. Irgendwo da draußen.

Zwischen den Bäumen fliegst du hin und her und verlässt nie dein Territorium, denn es hat alles, was du brauchst. Alle Eicheln, die ein Eichelhäher so brauchen könnte. Dann kommt der Regen und regnet seinen Segen auf dich nieder. Und du trinkst und trinkst und platzt fast, wirst aber nie größer. So ist das, mit dem Wald.“ Ein Rauschen reißt an meinem Kopf und er implodiert.

Und dann ist die Bar weg und der Mann hinter der Theke und der Vogel auch. Nur noch eine Stimme tief, tief im Wald bleibt und sie wartet. Eine Majestät blickt auf mich herab. Um mich herum wächst Gras und Rosen. Ich schieße hoch und sehe den Morgenanbruch im Himmel stehen. Es ist noch früh und ich weiß genau, wo diese Stelle im Wald ist.

Ich habe mal meine Eltern gefragt, ob ich ein Kind der Liebe sei. Meine Mutter schwieg und mein Vater lachte lauthals. Ich wusste nicht, ob er meine Gutgläubigkeit oder die bloße Frage verspottete. Ich hatte nie eine Antwort bekommen. Unschuldig bis anders bewiesen, also. Es ist aber auch ‘ne dumme Frage, stimmt schon. Der einzige Gedanke den ich fasse, als ich im Schlafanzug durch den Wald wandere und beinahe erfriere.

Ich stehe also mitten im Wald, um halb sechs am Morgen. Die Autos kann man auf der Schnellstraße normalerweise immer hören, auch im Wald, und vor allem unter der Woche. Heute sind sie still. Nur die Vögel zwitschern. Ich kann nicht erkennen, welche Vogelart da über mir herumfliegt wie verrückt. Was ich aber erkennen kann ist der riesige Baum, der im Mittelpunkt einer Lichtung im Wald steht. Man muss eine halbe Stunde durch den Wald stapfen, um herzufinden. Die Steigung auf dem Weg hierher ist mild. Ich bin ehrlich gesagt verwundert, dass noch niemand auf die Idee gekommen ist, hier eine Stadtkarte und ein paar Bänke, vielleicht einen Getränkeautomat hinzustellen. Es ist wunderschön hier. Ich habe viele Stunden an diesem Ort verbracht. Der Gigant türmt vor mir und neigt seine riesige Baumkrone zu mir herab. Es fühlt sich fast so an, als würde mich der Baum mustern. Die Lichtung verdunkelt sich mit jedem Schritt, den ich in Richtung Lichtungsmittle setze. Dann, ohne Vorwarnung, plötzlich und dröhnend erklingt eine tiefe Stimme:

„Du musst dich verlieben.“

Sie ertönt von oben und von unten zugleich, eine allgegenwärtige Entität, die sich in meinen Körper bohrt.

Der Baum spaltet sich langsam. Es knackt und ächzt, Teile des Holzes springen aus dem Baumstamm und ich habe Glück, nicht getroffen worden zu sein. Es ist, als würde der Baum etwas gebären. Und aus der Baummitte sprießen hunderte blaue Rosen hervor. Eine blaue Rose schießt direkt vor mir aus dem Boden.

„Wenn du mich nie wieder siehst, dann hast du alles richtig gemacht.“ Die Stimme presst die Worte ächzend hervor, „Siehst du mich jedoch noch einmal“, der Himmel bricht aus in Regen, „ist alles für immer verloren.“

Der Bus heute ist pünktlich und rumpelt durch die Stadt. Geschnatter erfüllt die Gänge und während alles draußen vorbeizieht, bin ich im Spiegelbild des Fensters die einzige Konstante, die bleibt. Eine Mutter mit einem kleinen Kind im Arm und Kopftuch schweigt als einzige vehement und ist ihrem Baby zugewandt. Ab und zu ruft eine angsteinflößende Kinderstimme die nächste Haltestelle aus. Die blauen Rosen und der entzweigespaltene Baum sind mir ins Gedächtnis gebrannt. Kaum zu glauben, dass das nur eine Stunde in der Vergangenheit liegt.

Wenn du mich nie wieder siehst, dann hast du alles richtig gemacht. Siehst du mich jedoch noch einmal, ist alles für immer verloren. War das der Baum, der zu mir sprach? Oder die Rose selbst? War es etwas ganz anderes?

Immer mehr Leute steigen zu, der Gang füllt sich und die Luft wird dicker. Ich hasse Menschenmassen. Sie lösen eine unberechtigte Panik in mir aus, die wie eine heiße Welle in meinem Hals aufsteigt und meinen Brustkorb in Gischt ertränkt. Die Schulstraße wird ausgerufen, endlich. Ich möchte mich positionieren, den Menschen um mich signalisieren, dass ich raus muss. Dann stoppt der Bus abrupt in der Straße und alles wird schlagartig still. Einige Sekunden vergehen und ich schaue mich verwundert um. Als wären die Worte in der Luft gehalten worden, als wäre jeder gegen seinen Willen verstummt. Die Bäume wiegen sich noch immer im Wind, die Menschen um mich rum atmen noch, aber kein Luft. Was als nächstes passiert, halte ich für eine Einbildung, denn es vermag, in ein Fenster viele winzige Risse zu setzen. Ein schrilles Kreischen bohrt sich durch die Stille wie eine Nadel; die Dame mit Kind schreit voller Entsetzen. Ein junges Mädchen neben mir weint leise. Dann setzt sich das schwerfällige Tier wieder in Bewegung und ein entbändigter Schwall von Wörtern bricht über mich ein. Alle machen so weiter wie vor dem Stopp. Nur die Mutter zittert noch immer und schaut mit weit aufgerissenen Augen aus dem Fenster. Ihr Kind ist fort.

Die erste Stunde, deutsch, beginnt. Frau Äscherbach beginnt mit ihren pausenlosen Tiraden über Onomatopoesien, Neologismen, Friedrich Schiller und Faust. Lauter faszinierendes Zeug, würde man ihm in der freien Wildbahn begegnen. So wirkt es wie ungenießbarer Fraß. Die Tür wird aufgerissen und ein Mädchen, das ich zuvor noch nie gesehen habe, kommt reingerannt. Sie trägt rote Handschuhe und einen Gips am linken Arm. Dunkle Strähnen fallen ihr ins Gesicht und schlängeln sich um ihre rote Nase. Sie steht einige Sekunden einfach im Raum und schaut zur Tafel. Frau Äscherbach dreht sich langsam und dramatisch um, als könne sie nicht glauben, was sich da hinter ihrem Rücken abspiele. „Wo soll ich mich denn hinsetzen?“, fragt das Mädchen. Als Antwort bekommt sie nur ein geringschätziges: „Neben Zenner ist ein Platz frei.“ Die Fremde marschiert auf mich zu und lässt sich auf den Stuhl neben mir fallen.

„Hey, hast du Lust, später Mensch ärger' dich nicht zu spielen?“, fragt sie mich mit gewöhnlicher Zimmerlautstärke in dem fast stillen Klassenraum. „Klar“, antworte ich. Die Reihe hinter uns lacht.

„Du musst nach hause“, sie kickt meine Figur vom Brett. Ihre dunkelgrünen Augen blitzen angriffslustig.

Schweigend nehme ich mein schwarzes Männchen und stelle es zurück in mein Haus. Der Mangel einer Reaktion meinerseits scheint ihrer Schadenfreude ein plötzliches Ende zu setzen. „Mann, ärger dich doch mal. Ist doch langweilig, wenn du deine Niederlage einfach so akzeptierst. Du bist doch kein Stoiker“.

Niederlage? „Hey, du hast keine Ahnung, wen du da herausgefordert hast. Ehrlich, denk' nicht du bist sicher mit zwei Figürchen am Ziel“, ich richte mich auf, „Außerdem bin ich nicht stoisch. Ich bin einfach nur apathisch“. Alle meine Figuren stehen zwar im Haus, dafür habe ich jetzt drei Versuche. Ich nehme den Würfel und schmettere ihn auf das Brett. Eine Sechs. Ich hebe meine Augenbrauen auf eine vielsagende Weise und würfle wieder. Noch eine Sechs. Meine Spielpartnerin schaut mich künstlich geschockt an. „Verdammt, ich hätte mich über dich informieren sollen!“, ruft sie aus. Ich würfle wieder. Wieder eine Sechs. Ich kann es selbst kaum glauben. Das ganze Spiel war voller Einsern, Zweiern und seltenen Vierern gewesen. Meine Figur hat die Hälfte des Spielbretts überquert und es geht weiter. Ich würfle, wieder und wieder. Der Schock auf dem Gesicht meines Gegenübers wird mit jeder Augenzahl realer. Mein letzter Wurf ist eine fünf. Die genaue Nummer, um in die hinterste Ecke meines Hauses zu kriechen. Ich klatsche in die Hände, als würde ich Sägespäne von ihnen abschütteln, als hätte ich gerade ein Meisterwerk vollbracht.

„Tja. Niederlage, dass ich nicht LACHE!“, triumphal übergebe ich den Würfel. Das Mädchen schluckt dramatisch laut, als würde sie von einem Publikum hunderter beobachtet werden, sendet ein Stoßgebet in Richtung Decke und bekreuzigt sich. Ich muss lachen. Der Würfel fällt und: zeigt ein einziges Würfelauge.

So geht es weiter für einige Minuten. Mit dem Glück auf meiner Seite befördere ich ein Männchen nach dem Anderen in Sicherheit. Im Laufe des Spiels fängt sich das Mädchen wieder und mithilfe ihres beachtlichen Vorsprungs steht es echt knapp. Ich, vier Felder vor meinem Haus starre gespannt auf das Spielbrett. Der Würfel fällt und wirft mir sadistisch eine drei zu. Ein Feld vor dem Sieg. Die rote Figur ist auf der anderen Seite des Spielfelds, ich sollte genug Zeit haben, mich zu retten. Sie ist dran. Vier. Ich bin dran. Zwei. Sie, eine fünf, ich eine Sechs und eine Zwei. Sie, sechs. Dann eine eins. Sie steht ein Feld hinter mir. Wenn ich diesen Wurf vermassele, dann ist es aus und vorbei, alles umsonst. Dann habe ich verloren trotz meines wundersamen Wiederauflebens. Wir haben inzwischen auch ein kleines Publikum von einigen Unterstüflern, die eifrig mitfiebern. Mit jeder weiteren meiner Sechsen hatten wir mehr Aufmerksamkeit erregt, bis unser Spiel mit live Soundeffekten wie in Friends untermalt wurde. Die Spannung ist so hoch wie nie zuvor. Ich schüttle den Würfel in meiner Hand viel zu lange, sogar mein Herz schlägt mir bis zum Hals. Alles verstummt und der Würfel fällt.

Nach dem Spiel mustert mich die Fremde rauf und runter. Sie sitzt einfach nur da, versucht gar nicht, ihr Interesse zu kaschieren, wie ein kleines Kind. Ich erwidere ihren Blick und finde mich in dunklen Augen mit tiefen Ringen wieder. In einem runden Gesicht, das eine Liebeswürdigkeit ausstrahlt. Ich kann mir vorstellen, sie Pfannkuchengesicht zu nennen, um sie zu necken und nicht zu verletzen. Aber dafür müsste ich sie besser kennenlernen. Um herauszufinden, ob sie wegen einer solch „harmlosen“ Bemerkung Stunden an Schlaf verlieren würde. Oder schlimmer, Gewicht. „Sag mal, wie heißt du eigentlich?“, frage ich. Sie reagiert nicht sofort, aber ich kann sofort erkennen, dass ihre Pupillen nicht mehr umherwandern, dass sie nachdenkt. „Das ist ziemlich persönlich, *Zenner*“, eine klägliche Imitation von Frau Äscherbach quillt aus ihr hervor, „Diese Frage kann ich nur gegen einen Gefallen beantworten.“, ich hebe fragend die Augenbrauen, „Du bist doch so apathisch. Da ist dir deine Schulbildung sicherlich nicht besonders wichtig, oder?“, das schrille Krächzen, das sie wie unsere Deutschlehrerin klingen hat lassen, wandelt zu einer spitzbübischen Neugierde. Ich hebe fragend die Augenbrauen. „Schwänz mit mir den Nachmittagsunterricht.“

Ich zucke mit den Schultern, „Ich dachte schon, es sei ernst.“

Ich folge ihr aus der Schule zur Bushaltestelle, doch zehn meter vorher biegt sie zu den Lehrerparkplätzen ab und schließt ein Auto auf. „Du hast `nen Auto?“, überrascht schaut sie mich an. „Ja klar. Komm, steig ein“, befiehlt sie mir und ich befolge. Das Auto ist ausgekleidet mit Leder, alles sieht ziemlich retro aus. Abgenutzt und unzuverlässig aber ziemlich cool. Das Mädchen nimmt eine Kassette aus dem Handschuhfach und legt sie ins Laufwerk ein. Als sie auf play drückt, ertönt „Candy Girl“ von den Trailer Trash Tracys.

„Mist, muss tanken“, murmelt sie vor sich hin, „Ist das okay?“

„Klar. Kannst du denn fahren mit dem Ding?“, frage ich vorsichtig und deute auf ihren eingegipsten Arm.

Wortlos reißt sie den Reißverschluss auf, wirft den Gips auf den Boden und lässt den Motor an. „Pan“.

„Hm?“

„Mein N- So kannst du mich nennen.“

Ich nicke. „Valentin. Valentin Zenner.“

Ich halte ihr meine Hand hin und Pan schüttelt meine Hand.

„Schön, Sie kennenzulernen, Valentin Zenner.“

„Ebenso, Pan ...?“

„Nur das.“

Und dann fahren wir.

Ich beobachte sie, wie sie gestresst durch die Straßen düst und mindestens drei mal über Rot fährt.

„Mann, fahr doch, alter! Was stimmt nich' mit dir?!“, höre ich mindestens vier mal. An der nächstbesten Haltestelle wird voll aufgetankt. Neben uns steht ein LKW, der Fahrer sitzt drinnen. Sein Radio ist kaputt und er schaut es an. Sonst nichts, er starrt es einfach an. Ohne Bewegung. Als könne er es telepathisch wieder zum Laufen bringen. Pan nimmt eine Kreditkarte in die Hand und will in den Laden gehen, da beginnt er zu Husten und zu keuchen. „Hey, Madam“, ruft er von oben runter, „Willst'n Zwanni dir verdienen? Det is'n verdammt jute Stundenlohn“, er zwinkert vielsagend. Pan läuft drei Schritte weiter und hält inne. Dann wirbelt sie schlagartig herum. „Das ist ein schreckliches Angebot. Man müsste mir ein Leben im Paradies anbieten, um dich nur zu berühren. Männer wie dich gib'ts zu tausend an jeder Ecke wie Fruchtfiegen, die keiner in seinem Haus haben will. Du bist totes Gewicht, das sich gerade so am Arsch der Welt festhält und sich nie von der Person ändert, zu der er erzogen wurde. Du tust mit leid, alter.“

„Och Prinzesschen, nich' so grantig!“, schreit der Trucker, „Frauen gehören einfach nich' auf de Straße.“, murmelt er. Pan zeigt ihm den Mittelfinger. Und geht. Mann, mit seinem stereotypischen Gelaber zieht dieser Typ den Ruf aller Trucker runter, die eigentlich ganz ok sind. Der Trucker spuckt auf den Boden. „Olle Hure!“, schreit er. Ich steige aus. „Det erklärt so einiges“, rotzt er seine ach so scharfsinnigen Worte in die Atmosphäre. „Ist dein Radio kaputt?“, frage ich. Der Trucker nickt unbeholfen. „Ich frage mich, wie ein Mann Tage lang in Stille sitzen kann, mit nichts als der Straße und dem Rückspiegel, und doch so verdammt unreflektiert sein kann“, ich schenke ihm zu viel Aufmerksamkeit. So gewinnt er die Möglichkeit, mehr Widrigkeiten zu spucken. „Du bist widerlich“. Ich drehe mich um, nur um ein Taschenmesser in meiner Jackentasche zu finden. Der Trucker macht irgendwelche Geräusche hinter mir. Er atmet schwer, ich höre es. Pan kommt wieder aus dem Geschäft. „Fick dich, Mann“, sie spuckt ihm die resignierten Worte zu wie einen ausgeschlagenen Zahn. Das Messer in meiner Tasche scheint zu glühen und es rutscht mir fast aus der Hand, als ich es herausziehe. Der Typ scheint keine Anstalten zu machen, sich in näherer Zukunft aufzuraffen. Ich verpasse seinem Fahrzeug einen langen, unschönen Kratzer mit dem Messer, es quietscht über den Lack und Gänsehaut breitet sich an meinem ganzen Körper aus. Ich jogge schnell zum Auto, in dem Pan ungläubig über meinen plötzlichen Mut staunt. Sie macht dieses Lachen, dass gar kein Lachen ist. Sie stößt halt diese mehrere einzelne Ha's aus, mit offenem Mund, das erstaunte Leute machen. Ich wünschte, ich könnte es besser beschreiben. Pan drückt heftig aufs Gas und rast los, das Geschrei des wütenden Alten hinter uns lassend.

„Das war großartig!!“, schreit sie gegen den Wind, der durchs offene Fenster eindringt. Meine Hände sind noch immer feucht vom Angstschweiß, das Messer liegt auf der Rückbank. Ich lächle und beobachte die Bäume, die an uns vorbeirauschen. „Hast du schonmal so jemanden getroffen?“, frage ich sie, weil ich nicht weiß, was ich sagen soll. Ihre Mundwinkel sacken ab und ihre Euphorie scheint einzufrieren, denn sie antwortet nicht. Als hätte ich sie aus dem Moment gerissen. „Die ganze Zeit“, Pan hält ihren Blick starr auf die Straße gerichtet, „Nur normalerweise sind es nicht Trucker. Die, von denen du es nicht erwartest sind am schlimmsten. Familienväter, Lehrer, Therapeuten“, Pan hält die

Luft an, schaut mich kurz an, dann wieder auf die Straße, „Die ganze Zeit wird uns beigebracht, dass wir gesellschaftstauglich werden müssen, dass Stabilität ein allseits anerkanntes Endziel ist, ein gut bezahlter Job und am besten ein paar Kinde. Dabei verschweigen die uns, dass die Säulen dieses Palasts nur aus Schaumstoff und Sekundenkleber bestehen. Pädophile, Psychopathen, Vergewaltiger, die sind überall. Aber du würdest sie nie erkennen, weil sie sich hinter ihrem Status verstecken können.“ So klingt sie nicht wie eine Schülerin, sondern wie eine Frau mit Jahrzehnten bitterer Erfahrungen. „Es sind nicht die Marginalisierten, die Armen, Schwulen, oder Transmenschen. Es sind die, ihren Schein makellos wahren“, und damit ist sie fertig. „Tut mir leid, ich wollte dich nicht erschlagen“, sie schaut nochmal rüber zu mir. Ich, der immer noch aus dem Fenster schaut. *Sag irgendwas. Irgendwas richtiges.* „Was meintest du mit *die ganze Zeit*?“, taste ich mich vor. Pan schweigt lange und wir fahren einfach. Wohin fahren wir eigentlich? Es ist nie ganz still, weil die Türen nicht abgedichtet sind – der Wind verursacht ein dezentes Grundrauschen, das von außen hereindringt. „Du musst nichts erzählen, oder so. Ich wollte kein sensibles Thema ansprechen, tut mir leid“.

Pan knirscht mit den Zähnen. „Eines Tages erzähl ich’s dir. Bis dahin können wir ja weiter Mensch ärgere dich nicht spielen. Mit dir ist das viel spannender, als mit irgendwem anderen“, sie lächelt wieder, „Wie hast du das nur gemacht?“

Selbstgefällig hebe ich meinen Zeigefinger: „Ein Zauberer verrät *nie* seine Geheimnisse“

Es war nichts als Glück. „Und nur damit du’s weißt: Ich habe dich mit Absicht gewinnen lassen.“

Es ist schon spät, als wir bei mir zuhause ankommen. Pan hat ihr Auto am Fluss geparkt, da wird normalerweise nicht kontrolliert. Im Winter wird es immer so schnell dunkel – man darf das Zeitgefühl nicht verlieren, sonst blinzelt man einmal und sieht nichts mehr. Die letzten Stunden war Pan verdächtig still, nur mit gelegentlichen gereizten Schnaubern, als irgendjemand auf der linken Spur vierzig gefahren ist. Das Adrenalin der Vernachlässigung akademischer Bildung war abgestorben. Ich schließe die Tür auf und versuche, ganz dezent beiläufig ein „Hey, alles gut bei dir?“ einzustreuen. Pan antwortet nicht. Ich trete ein, stelle mich beiseite und halte meinen Arm wie ein echter Gentleman bereit – bedeutete ihr den Vortritt. Ein Vogel schreit.

Ich nehme das grüne Pesto aus dem Kühlschrank und stelle es auf den Esstisch. Pan schneidet die Tomaten und schaut regelmäßig in den Topf mit den Spaghettis, während ich meine Hände wasche und die Zwiebeln anbrate. Es ist still zwischen uns, bis sie mich leise fragt: „Valentin?“. Ich drehe mich zu ihr um. „Ja?“

„Warum machen wir nur eine Lampe an? Ich steh hier voll im Dunklen.“

Ich gebe dem Lichtschalter einen Klaps und die andere Lampe blinkt auf, ganz kurz, bevor sie wieder ausgeht. An, aus, an, aus. Ein unebenes Flackern. „Ah“, resigniert löscht Pan das Licht selbst wieder.

Pan’s Gabel zittert mit jeder Spaghettirolle, die sie dreht. Ich lege mein Besteck ab und versuche, weiterzukommen. Ich hab keine Ahnung, was ich sagen soll. Ich weiß ja nicht mal, was los ist, sie redet einfach nicht. Ich will sie aber auch nicht einengen oder nerven indem ich wie eine hängen gebliebene Platte frage „Hey, alles gut bei dir? Pan, was ist denn los? Kann ich irgendwie behilflich sein?“. „Warum bin ich hier?“, fragt mich mein Gegenüber schließlich. Die Frage hätte auch ein einzelner Seufzer sein können.

Gekünstelt aufgeregt, weil ich nicht weiß, wie man sonst mit Entmutigung umgeht, stehe ich auf. „Ich dachte schon, du würdest nie fragen. Warte hier.“ Ich sprinte die Treppe hoch zu meinem Zimmer, in dem ich den Großteil meiner Zeit verbringe. In letzter Zeit vor allem damit, dieses merkwürdige Objekt zu untersuchen, das sich seit heute morgen in meinem Besitz befindet. Es tauchte einfach auf, als ich zu Beginn des Tages zurück nach Hause kam. Ich fahre mit meinen Fingern über die glatten Seiten und nehme es in beide Hände, bevor ich es runter ins Esszimmer bringe. Pan hat den Tisch schon

geräumt, also stelle ich den schwarzen, etwa fünfzig Centimeter hohen Würfel einfach ab. Da stehen wir beide also und schauen runter auf das Ding. Das Küchenlicht flackert. Es scheint, viel Zeit zu vergehen und doch tickt die Uhr langsamer. Sekunden rennen mir wie Seidenmilch die Mundwinkel herunter. Niemand wird die Ernte kommen sehen. „Vielleicht ist es wie ein Rubix-cube?“, fragt Pan mehr sich selbst als mich, „vielleicht muss man ihn öffnen.“, die Uhr tickt weiter.

Ich glaube, er öffnet uns.

Die Sterne hämmern an der Tür und meine Augenwinkel fallen zusammen. „HEY!“, schreit Pan und packt den Stuhl. Sie holt aus und donnert ihn gegen meine Schläfe. Ich sehe wortwörtlich Sterne. Pan's Gesicht erleuchtet in rot und sie reißt ihre Augen auf. Ich, auf dem Boden liegend, schreie „WAS MACHST DU DA?!“ während sie die Quelle des Lichts, den Würfel in beide Hände nimmt und zum Fenster rennt. Spaghetti eingelegt in Scherben und Tomatensoße verschmieren den Küchenboden. „ICH VERSTEHE ES NICHT!“ schreie ich während ich versuche, mich aufzurichten. *Ich muss sie stoppen*, ist alles, was ich denken kann. Ich will ihren Arm ergreifen, doch Pan hört mitten in der Bewegung auf. Sie friert nicht ein, sie stoppt einfach. Kein Herzschlag, kein Blinzeln, keine Bewegung. Sie atmet noch und schaut mit aufgerissenen Augen um sich. Der Würfel öffnet sich langsam. Rotes Licht ergießt sich aus der Öffnung. In kurzen Intervallen setzt meine Sicht aus. Alles ist rot. Alles ist schwarz. Alles ist unecht. Gedanken schütten sich ein und versperren den Weg nach außen. Der Würfel wird immer kleiner.

Hast du schon mal jemanden sterben sehen? Einer ist alle. Es ist so befriedigend, wenn sie endlich aufhören, so überheblich zu sein. Es ist nicht das Biologische, das aufhört, es sind die Gedanken. Diese Annahme, sie haben ein Recht auf Leben, wenn es glasklar ist, dass sie nur so tun. Es ist so schön, zu sehen, wie ein Mensch stirbt. Es ist das schönste auf der Welt. Kein Alien, keine andere Entität, keine Gesellschaft, kein Tier, kein Gott dringt in uns ein. Das sind nur wir selber, immer wir selber. Jeder Ort ist Menschen. Kannst du verstehen? Die Sterne sind wir. Und wir werden alle unsere Fingernägel verlieren.

Ich schlage den Würfel aus Pan's Griff und sie kommt zurück. Sie fällt in meine Arme und starrt mich an. Ich spüre ihr Herz schlagen, unregelmäßig und panisch, als würde es den Fluchtversuch seines Lebens unternehmen. Sie murmelt etwas. „Alles gut??“, frage ich sie und halte sie näher an mein Ohr. Sie zeigt aus dem Fenster. Tränen strömen ihre Wangen herunter und sie hustet, sie hört gar nicht mehr auf. Sie hustet und hustet und als ich sie genauer betrachte, fällt mir auf, dass die Venen an ihren Armen ihre Farbe verändern. Fuck, was ist das? „Pan?“, frage ich sie, „Was ist los mit dir?“, sie zeigt weiter aus dem Fenster. „Pan, was brauchst du?“

Plötzlich schaut sie mich an mit großen Augen und macht dieses Geräusch, das kleine Kinder machen, wenn sie mit einem Spielzeugauto spielen. „Brumm, brumm“, mit starren Augen aus denen noch immer Tränen laufen, lenkt sie ihr Auto. Ich nehme sie in die Arme und stolpere fast über den jetzt wieder schwarzen Würfel, der noch immer auf dem Boden liegt. Auf dem Weg zu ihrem Auto schaut sie mich die ganze Zeit an und ich fühle ihren Herzschlag an meinem. Er wird immer langsamer. Sie kichert alle paar Sekunden vor sich hin und flüstert, „Ich sehe die Sterne.“

Am Fluss angekommen lege ich sie ab und durchsuche all ihre Hosentaschen. Im Handschuhfach finde ich eine Dose ohne Aufschrift, in ihr stecken zwei Pillen. Ich schaue sie fragend an und halte ihr die Dose vor. Sie brummt nur weiter.

Nicht wissend, was sonst ich tun soll, stütze ich ihren Kopf auf meinen Schoß und bette eine Pille auf ihrer Zunge. Sie zergeht schnell und Pan schluckt von selber. Ihre Augen zucken zwischen den roten Adern auf ihrem Gesicht.

freitag

Nachdem wir wieder, so sehr wie möglich, in eine Art Normalzustand verfallen waren, hatte mir Pan alles erzählt. Dass sie von Zuhause weggerannt war, wenn man das Waisenhaus „Zuhause“ nennen konnte. Dass der Leiter dort Kinder missbraucht hatte, bevor er in den Knast gekommen war. Dass sie vorhatte, nach Australien wegzurennen.

Als ich sie fragte, was diese Pillen seien, und warum sie sie brauchte, zögerte sie. Ich konnte sie im Dunkeln meines Zimmers ausmachen, wie sie nachdenklich ihre Fingernägel bearbeitete.

„Kennst du dieses Gefühl, dass du nur von einem Ort zum nächsten gehst? Und dass sich nichts ändert, denn wenn die Aufregung des neuen Orts abklingt, dann ist alles in dir drin trotzdem noch gleich. Hast du jemals das Gefühl, dass du als die Person sterben wirst, die du bist?“, sie wird immer leiser, „Manchmal sehe ich die Sterne und denke, sie könnten mich heilen. Sie reden mir ein, dass ich mein Leben verpasse. Dass ich irgendwo größer sein könnte, wo ich größere Leute treffen würde und größere Dinge tun würde. Und meistens glaube ich ihnen. Dann beginnt, jede Faser meines Körpers zu pulsieren und mein Herz zu pochen wie verrückt.“, Pan greift nach meinen Haaren und beginnt, sie um ihre Finger zu wickeln, „Ich habe angefangen zu glauben, dass mich nichts heilen kann. Dass gar nichts das wieder in Ordnung bringt. Die Pillen stoppen nur akute Anfälle. Jedes Mal, wenn ich weglaufe, dann komme ich auch an. Und spüre mich verrotten.“

Stille.

„Renn nicht weg von mir. Bleib hier, wenigstens für ein paar Wochen. Wir müssen nicht mal in die Schule, wir können den ganzen Tag Mensch Ärgere Dich Nicht spielen, oder in den Wald gehen“, flüstere ich vorsichtig.

Die Bewegungen in meinem Haar stocken und kurz, ganz kurz habe ich Angst, ich hätte sie vertrieben.

„Ich- okay, ich bleibe. Vorerst.“

Und dann reden wir. Für Stunden reden wir und schauen nie hoch zum Himmel. Irgendwann, als Licht durch die Schlitze des Rollos dringt, stoppt Pan mitten im Satz und rollt sich in meinen Armen zusammen.

Und schläft.

Und lässt mich diesmal mit einem viel zu hoch schlagendem Herzen.

mittwoch, irgendwann später

Ein Traum, ein Körper. Und doch leben wir in den Köpfen anderer. Ein Meer Blut ohne Ende. Glas und Stein aus Gebäuden. Tinte und Tränen auf dem Boden. Herzen hängen an der Wand, von der Decke, schwimmen durch die Kanalisation. Niemand von uns existiert so, wie er es gerne hätte. Jeder existiert nur so, wie die anderen es wollen. Wir gehen uns selber fremd, indem wir atmen. Du weißt nicht, wer in den Wänden wohnt, wer an deine Tür klopft während du schläfst. Du weißt nicht einmal, ob du den selben Körper besitzt, wenn du aufwachst. Du vertraust einfach auf den Zufall, dass du nicht ausgetauscht wurdest. Darauf, dass es eine Zukunft gibt, in der du nicht sehen musst, wer du hättest sein können. Wir alle. Und doch leben wir.

Und es ist schrecklich in der Stadt, ich raste aus im Inneren, zu jeder gegebenen Sekunde. Es sind zu viele Menschen hier, diese Mengen sind zu schnell und unvorhersehbar. Ich halte Ausschau nach ihr, aber sie ist schon zehn Minuten zu spät. Ich setzte mich auf die Bank an den Bäumen neben eine Frau mit Kind und wische wiederholt nach oben und unten auf meinem Handy. Dieses Angebot kam wie aus dem Nichts, aber es war perfekt. Ein mal wöchentlich Therapie in der Stadt, bei der sie jemandem alles erzählen kann. Ich habe versprochen, sie danach abzuholen. Plötzlich beginnt, das kleine Kind neben mir, zu schreien und zu weinen und Pan segelt in meine Arme. „Wie nett, dass du mich abholen kommst!“, sie lacht und schaut das Kind nur leicht verwundert an, „Tut mir leid, dass ich zu spät bin. Ich war noch-“, die Mutter neben uns erhebt sich hastig und schaut und verärgert an. „Alles gut?“, frage ich sie, weil ich nicht weiß, was wir falsch gemacht haben. Sie tst nur und stampft davon. Pan schaut mich konfus an. „Hast du was gemacht?“

„Ne“, erwidere ich genauso überrumpelt.

Im Auto erzählt mir Pan wie es lief. Der Typ ist sehr nett und sie glaubt jetzt, dass es ihre Bestimmung ist, auch Therapeutin zu werden. „Also, was ich vorhin noch sagen wollte“, sie tritt dezent kräftig aufs Gas, nachdem der Autofahrer vor uns vier Sekunden zu lange vor der grünen Ampel stand, „Ich war tatsächlich bei einem Nagelsalon“, ich sehe es, bevor sie mir erzählt, „Die hatten so ein cooles Angebot für Erstkunden, und da“, ich greife nach ihrer Hand. Nein, das kann nicht sein. Bitte sag mir, dass das nicht wahr ist. „Pan, wer war das? WO WARST DU?“, Pan schaut mich verstört an.

Die Rose auf ihrem Zeigefinger schimmert blau-grün, bevor der Himmel kurzschließt und alles dunkel wird.

Ich höre Pan schreien, irgendwo im Meer.